Unsere Spiegel.

Die Eitelkeit, die Überschätzung des eigenen Selbst hat in den Menschenherzen ziemlich tief Wurzel geschlagen. Wahrscheinlich war sie auch die Erfinderin des ersten Spiegels. Man kennt diesen Gegenstand seit uralter Zeit. Schon im vierten Buche Mose liest man, daß man „die Spiegel der Frauen schmolz". Jene ersten Spiegel waren aus Erz. Sie wurden von den israelitischen Frauen sogar auf Zügen durch die Wüste mitgenommen.

Berühmt war im Altertum der Spiegel der Lais, einer der berühmtesten „Lebedamen" des alten Hellas. Wie sie selbst zu den schönsten Frauen jener Zeitepoche zählte, so zählte ihr Spiegel zu den kostbarsten Gegenständen ihres sich durch verschwenderischen Luxus auszeichnenden Hauses.

Nach und nach fertigte man neben den Spiegeln aus Erz auch solche aus Zinn oder poliertem Eisen. Dann erfand man die silbernen Spiegel, deren sich die vornehmen Römerinnen jener Tage mit Vorliebe bedienten. Eine Zofe mußte den Spiegel, der zuweilen rund, meist aber in ovaler Form war, halten und zugleich mit geübtem Blick jede Bewegung ihrer Herrin verfolgen, damit sich auch stets der Spiegel an der Seite befand, wo er gewünscht war. Zuweilen übernahm auch wohl der Hausfreund der Dame, der häufig ihrer Toilette beiwohnte, das Geschäft des Spiegelhaltens.

Die Toilettenspiegel jener luxuriösen Zeit waren meist mit Edelsteinen besetzt; oder es ruhte die glänzende Silberscheibe auf einem elfenbeinernen, silbern inkrustierten Griffe, an dem ein Schwämmchen befestigt war, das den geringsten Hauch sofort von der ungemein empfindlichen Metallplatte wieder entfernen sollte.

Später kannte man silberne Spiegel in der Größe der heutigen Pfeilerspiegel, die natürlich unermeßlich teuer waren; und schließlich gingen aus den Glashütten Sidons die ersten Glasspiegel hervor, die damals an der Rückseite mit schwarzem Lack bezogen waren und immer neue Verbesserungen zeigten, bis jene Spiegel entstanden, die die Jetztzeit kennt.

Im Märchen spielt der Spiegel gar oft eine Rolle. Neben einem Spiegel, der Dornröschens Aufenthalt bei den sieben Zwergen verrät, sieht der Spiegel des Cypriamus, aus dem die Schloßfrau die Erfüllung ihres Wunsches liest, steht der Zauberspiegel der Zwerge u. a. m. Ebenso beschäftigt sich der Aberglaube mit ihm. Soll man doch in der Silvester- und Andreasnacht, um 12 Uhr, den im Spiegel sehen, den man sehnend ruft.

Die zahlreichen Vexierspiegel, die den Hineinschauenden bald übermäßig lang und schlank, bald unverhältnismäßig klein und dick, zuweilen wohl gar mit zwei Köpfen zeigen, dienen heute nur zu Spielereien. Häufig genug mögen, ehe man ahnte, daß diese Verzeichnungen durch den Schliff des Glases hervorgerufen wurden, solche Spiegel zu unlauteren Zwecken benutzt worden sein. So soll Marie Antoinette im Schlosse zu Versailles in einem Spiegel ihre kopflose Gestalt gesehen haben, lange, ehe sie ihre traurige Zukunft ahnte. Vielleicht gab dies zu dem Aberglauben Veranlassung, daß ein zerbrochener Spiegel Tränen ins Haus bringe.

Das Reich des Wissens

Die ältesten Regenmesser. Von Regenmessungen und diesem Zweck dienenden Vorrichtungen wird bereits im Talmud berichtet und zwar aus den beiden ersten christlichen Jahrhunderten. Doch handelt es sich hier nur um Mitteilungen der Überlieferung, während eigentliche Apparate zur Messung der atmosphärischen Niederschläge, die bereits mit Registriergläsern versehen waren, in Europa erst vom 17. Jahrhundert an nachweisbar sind. Während die einen den bekannten englischen Astronomen und Baumeister Christopher Wren als den Erfinder dieser Apparate bezeichnen, wollen andere die Erfindung derartiger Meßgläser auf den Italiener Castelli, einen Zeitgenossen Galileis, zurückführen. Neuere Forschungen haben einwandfrei ergeben, daß Regenmeßapparate bereits im 13. Jahrhundert auf Korea in Gebrauch waren und zu regelmäßigen Feuchtigkeitsmessungen der Atmosphäre benutzt wurden. Diese Messungen waren für Korea besonders wichtig, da für das Gedeihen der Reisfelder, die der Bevölkerung das Hauptnahrungsmittel lieferten und noch liefern, Regenfälle von ausschlaggebender Bedeutung sind. Bleibt der Regen aus, oder fällt der Niederschlag nicht in ergiebiger Menge, so sieht sich das Land von einer Hungersnot bedroht. Daraus erklärt sich ohne weiteres, daß man schon frühzeitig auf Mittel und Wege sann, sich über die atmosphärischen Zustände auf dem Laufenden zu halten und die Feuchtigkeit zum Zwecke der Wetterbestimmung zu messen. Man findet noch heute auf Korea Teile der alten Regenmeßapparate aus Bronze. Sie fanden gewöhnlich Aufstellung in unmittelbarer Nähe des Königspalastes; mit ihrer Beobachtung waren besondere Beamte betraut, die die Regenmengen in regelmäßigen Zwischenräumen messen und das Ergebnis der Messung dem Kaiser mitteilen mußten. Auch in den Provinzen waren diese Apparate aufgestellt, und die Registrierbeobachtungen wurden auch von hier aus regelmäßig dem Landesherrn unterbreitet. Man ersieht daraus, daß im alten Korea der meteorologische Beobachtungsdienst in den Händen des Herrschers lag, der als sorgender Vater seines Volkes redlich bemüht war, sich ständig über die für das Wohlergehen seines Volkes so wichtigen atmosphärischen Niederschlagsverhältnisse zu unterrichten.

Poesie-Album

Vergißmeinnicht.

Freundlich glänzt an stiller Quelle,
Wie des Mondes Silberlicht,
Eine Blume zart und helle;
Oh, verkenn' dies Blümchen nicht.

Schimmernd wie des Äthers Bläue,
Wenn ihn kein Gewölk umflicht,
Ist es ein Symbol der Treue,
Das zum Herzen tröstend spricht.

Wenn der Trennung Zähren fließen.
Folgsam dem Gebot der Pflicht,
Soll es deinem Pfad entsprießen,
Bittend: ach, vergiß mein nicht!

Mild, wie deiner Augen Sterne,
Wie verklärter Unschuld Licht,
Ruft es warnend aus der Ferne:
Oh, vergiß, vergiß mein nicht.

Doch, geliebte Seele, höre,
Was aus jedem Blättchen spricht;
Ach, sein Tau ist eine Zähre,
Und sie seufzt: Vergiß mein nicht!

Karl Müchler.

Aus dem Tierleben.

Musikalische Tiere. Die eigene Beobachtung wird schon jeden darüber belehrt haben, daß die Pferde einer Kavallerieabteilung, die eben noch teilnahmslos und unlustig dahintrotteten, mit dem Augenblick, in dem das Trompeterkorps zu blasen beginnt, Haltung annehmen und stolzen Schrittes und taktmäßig einhertraben. Das Pferd ist eben ein durch und durch musikalisches Geschöpf. Das zeigt sich auch darin, daß es Zeichen von Ungeduld gibt, sobald man ihm unreine oder unzusammenhängende Töne vorspielt. Sobald aber die Tonfolge rein wird und sich zu einer Melodie zusammenfügt, spitzen die Tiere die Ohren, wenden dem Spieler die Köpfe zu, nähern sich ihm und bringen in ihren Bewegungen deutlich ihr Vergnügen zum Ausdruck. Auch bei Bären hat man ähnliche Wahrnehmungen gemacht. Als ein Violinspieler einmal vor dem Bärenzwinger eines Zoologischen Gartens spielte, näherte sich Meister Petz sofort dem Spieler und zeigte nicht übel Lust, ihm durch Liebkosungen seine Zufriedenheit zu bezeigen. Als dann der Geiger einen falschen Akkord griff, zog sich der Bär sofort mit allem Zeichen des Schreckens in den Hintergrund des Käfigs zurück und kam erst wieder hervor, als der Musiker einen lustigen Marsch erklingen ließ. Interessant sind auch die Versuche, die ein amerikanischer Tiermaler vor dem Löwenkäfig machte. Er hatte sich, um in Ruhe zeichnen zu können, der Mitwirkung einer Tierbändigerin versichert, die mit ihrem Blick und ihrer Peitsche die Raubtiere in Schach hielt. Aber die Situation blieb doch recht ungemütlich, und sie änderte sich erst, als der Maler, der eine hübsche Singstimme hatte, ganz unbewußt ein Lied zu trällern begann. Die Löwen lauschten entzückt; ihre Aufregung legte sich sofort. Sie kauerten sich nieder und hörten gemächlich dem Sänger zu, der ungestört seine Arbeit beenden konnte. Daß der Hund sein Vergnügen und seinen Widerwillen an der Musik gleicherweise mit unverkennbarer Deutlichkeit zum Ausdruck bringt, ist bekannt. Er hat ganz bestimmte Abneigungen, vor allen Dingen gegen einen Leierkasten, dessen Töne ihn in lebhaften Schrecken versetzen. Dagegen haben die meisten Hunde eine ausgesprochene Vorliebe für Klavier und Flöte, zuweilen auch für Streichinstrumente, und man hat schon des öfteren die Beobachtung gemacht, daß eine zu rasche Temponahme sie lebhaft aufregt und in Wut versetzt. Einen ausgesprochenen Widerwillen gegen die Musik haben Wölfe, Schakale und Füchse, während die vielgeschmähte Spinne durch melodische Töne angezogen wird und wie hypnotisiert dem Spiel lauscht.

Unterhaltungs-Beilage
zum
Allgemeinen Anzeiger
und
Schalksmühler General-Anzeiger.

Nr. 17. | Druck und Verlag: Wilh. Bell jr., Halver i. Westf. | 1922.

Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner.

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Aber Frau Hartmann," wandte er verlegen ein. Die ganze Hilflosigkeit seines jetzigen Zustandes kam über ihn — er war in seinem Willen so schwach wie ein verlassenes, ratloses Kind.

„Also abgemacht, lieber Herr Hofer?" sagte sie, ihm die Hand entgegenstreckend. „Sie sind mir jederzeit willkommen . . . jederzeit, und ich erwarte, daß Sie kommen, ja?"

„Ja!" gab er nach.

Sie schenkte sein Glas voll und stieß mit ihrem Glase daran.

„Nicht wahr, auf gute ehrliche Freundschaft," sagte sie lächelnd.

Er nickte zustimmend und trank sein Glas leer.

Und da sie nun Freunde waren, teilte ihm Frau Hartmann etwas über ihre Verhältnisse mit und machte ihn ungefähr mit ihrem Vermögensstand bekannt.

Es war wirklich ein gut bürgerliches Vermögen, das sie besaß. Zwei schuldenfreie mäßig große Häuser, ein Bankguthaben, das so viel Zinsen abwarf, daß man schon allein davon bescheiden leben konnte — alles in allem war sie nach durchschnittlichen Begriffen eine reiche Frau. Ein Kaufmann, der mit diesem Vermögen ein Geschäft hätte betreiben wollen, hätte bei Fleiß und Umsicht gewiß Großes damit erreichen können.

Und Hofer brauchte nur zuzugreifen, nur in irgendeiner Form seine Werbung anzubringen. Und während er so dasaß, fragte er sich, warum er nicht die Entschlossenheit aufbringen konnte, es zu tun, er fragte sich, welche geheime Kraft ihn von dem entscheidenden Wort zurückhielt. Er hatte ja nichts zu verlieren, er konnte höchstens seinen Zustand verbessern, seinem Geschäft bedeutend aufhelfen und die Gedanken, die ihn quälten, in den neuen besseren Verhältnissen verscheuchen.

Aber er tat es doch nicht. Als er sich erhob, um sich zu verabschieden, hatte er das Wort noch nicht gesprochen, obgleich Frau Hartmann aus seinem Verhalten schloß, daß er es sicher sprechen würde und nur den Schein meiden wolle, daß er sie vielleicht überrumpele. Und als er an der Tür Abschied nahm, drückte sie ihm die Hand wie einem Bekannten, dem man schon recht nahe steht, und sagte dabei:

„Also, recht bald auf Wiedersehen, lieber Herr Hofer."

Es war schon ziemlich spät, als er sich auf dem Nachhausewege befand. Der Wein hatte ihm das Blut erwärmt, und die Mitteilungen der Frau Hartmann über ihr Hab und Gut hatten seine Phantasie erhitzt. Ja — das wäre doch ein anderes Leben als bisher . . . und schließlich war sie doch eine recht hübsche, nette Frau — wenn auch wohl ein wenig älter als er . . . und zweifellos nach ihrem Aussehen und Verhalten gutherzig, von verträglichem Charakter . . . wenn auch ihr Gedankenkreis nicht groß war . . . und es ließe sich gewiß mit ihr leben . . . er würde ja überhaupt erst zu leben anfangen. . . . Wenn er sich nur die Grillen, die Erinnerungen aus dem Kopf schlagen und die lächerliche Sehnsucht aus dem Herzen reißen könnte Was nutzte denn noch die tote und nie wiederkehrende Vergangenheit? . . .

Er fühlte sich sehr müde, als er sein Lager aufsuchte, er schlief aber trotzdem schlecht und unruhig und wachte sehr zeitig mit einem Druck im Kopfe auf. Er hatte die klare Empfindung, daß seine Stimmung sehr schlecht war, und daß es ihm an der rechten Tüchtigkeit zur Arbeit fehlte. Selbst das kühle Bad, das er gewohnheitsmäßig nahm, verbesserte nicht auf einen Moment die Laune, die einem trüben Wetter im Gemüt glich.

Mehr als seit Tagen mußte er immer wieder an Else denken, und sein Herz war übervoll von ihrem Bilde, von ihrem Wesen und von Wehmut und Zorn, daß sie ihn verlassen hatte. Und dann war er zornig über sich selbst, daß er so beharrlich an sie dachte. Wozu? Es war ja beinahe Verrücktheit! Eine tote Vergangenheit, die sich durch nichts lebendig machen ließ.

Aber alle Vernunftgründe nützten nichts — der Gedanke an sie war stärker als seine Überlegung.

Und mit diesem Gedanken, der gleichsam eine physische Kraft besaß, verließ er seine stille Wohnung, ging auf die Straße, mit der Absicht, seine Kunden zu besuchen, und befand sich bald in der ruhigen, wenig belebten Straße, in der die Wohnung des Geheimrats Zimmermann lag. Wie er hierher gelangt war, wußte er nicht, denn diese Straße lag weit aus dem Wege, den er einzuschlagen beabsichtigt hatte.

Und nun ging er langsam dahin, auf dem gegenüberliegenden Fußsteig, die Augen, wie weiland Ritter Toggenburg, auf das Fenster derer gerichtet, mit der sich seine Gedanken schon den ganzen Morgen beschäftigten.

Niemand war am Fenster zu sehen. Die Scheiben glotzten ihn an wie viereckige, blinde Augen, die von weißen Gardinen umsäumt waren.

Er ließ traurig den Kopf hängen und ging langsam weiter. Und schon war er am Ende der Straße angelangt, im Begriff, mit schwerem, resignierendem Herzen den Weg fortzusetzen, als er hinter sich rasche, elastische Schritte hörte . . . rhythmische Frauenschritte, wie sie frische, junge Mädchen haben.

Was ging es ihn an? Es gab noch andere Mädchen in der Straße . . . Aber er blieb dennoch stehen . . . vielleicht . . . es war völlig unwahrscheinlich . . aber . . .

Und er wandte sich um. Der Schlag seines Herzens stockte. Sie war es — Else — sie stand vor ihm.

„Else!" mehr konnte er nicht hervorbringen.

Sie sprach nichts, sah ihm in die Augen und streckte ihm verlegen, wie aus alter Gewohnheit, die Hand entgegen.

Dunkel ward es ihm bewußt, daß sie sehr bleich war, daß sich in ihrem Wesen etwas Unsicheres, etwas Fragendes ausdrückte.

Und dennoch! Wie schön erschien sie ihm in ihrer keuschen Einfachheit. Ein weißes Leinenkleid legte sich knapp um ihre schlanke Gestalt, und das weiche braune Haar war von einem hellen weichen Hut bedeckt.

Er ergriff ihre Hand mit seinen beiden Händen, fand aber weiter keine Worte, als den Ausruf:

„Ach, Else!“

Aber sie hörte doch die vielen, vielen Worte, die in diesem Ausdruck enthalten waren.

Schweigend gingen sie miteinander eine kleine Strecke. Plötzlich aber brach es in ihm aus.

„Warum hast du mir das getan?“ rief er schmerzlich.

Sie antwortete nicht, ging aber weiter neben ihm her.

Und als wäre mit einem Male ein langschlummernder wehmutvoller Zorn in ihm erwacht, sprudelte er heraus:

„Bloß weil du mich im Theater mit einer Frau gesehen hast! Bloß darum! Die Frau eines Kunden, die du jeden Augenblick sehen kannst. Eine anständige, ordentliche, ehrenhafte Frau, die nur nicht weiß, wie sie sich richtig benehmen soll, und in ihrer Erregung geglaubt hat, sie müsse mit ihrem Begleiter mit eingehaktem Arm gehen. Und ich schreibe dir und bemühe mich, dich aufzuklären — der Brief kommt zurück. Nein — die kluge Else will nichts hören, nichts wissen. Um Gotteswillen nicht! Natürlich, ich bin der schlechteste Mensch auf Erden. Und dann gehst du hin und verlobst dich mit Herrn Sekretär Albert Lübecke. Darf ich dir jetzt gratulieren?“ fügte er mit zornigem Hohn hinzu.

In der starken Entladung seines Herzens merkte er gar nicht, wie ruhig sie bei seinen erregten Worten blieb. Er sah auch nicht, wie ein frohes Lächeln über ihr Gesicht ging, wie sich ihre Miene allmählich aufheiterte und die Blässe von ihren Wangen völlig gewichen war.

Aber sonderbar — sie schwieg noch immer, als wenn sie stumm geworden wäre.

Und das reizte Hofer noch mehr.

„Du fühlst dich doch sehr glücklich in deinem verlobten Zustand“, sagte er bitter. „Wann wird die Trauung sein? Ich bitte um eine Einladung.“

„Da wirst du wohl lange warten müssen —“ sagte sie mit heiterem Spott . . . die ersten Worte, die sie sprach.

„Natürlich —“ meinte er mißverstehend, „der Verflossene wird doch nicht geladen.“

„Nein, lieber Erich“, sagte sie lachend, „er wird nicht geladen . . . denn es wird ja überhaupt nicht sein . . . es ist ja aus . . . vorbei . . . überstanden . . .“

„Else!“ er schrie es fast hinaus, blieb stehen und sah ihr in die Augen „Sag . . . bist du nicht . . . mehr . . .?“

„Nein . . .“ Sie blickte ihm voll ins Gesicht. „Ich konnte es nicht . . . ich sagte es ihm selbst, daß ich ihn nie würde lieben können . . . Ich bat ihn, mich frei zu lassen . . . Und Papa war ganz schrecklich böse . . .“

„Und du bist frei . .“

„Ja —“

Er machte eine Bewegung, als wollte er sie an sich reißen. Aber sie wich rasch zurück.

„Wir sind ja auf offener Straße . . . am hellen Tage!“ sagte sie lachend.

Er faßte ihren Arm, preßte ihn fest in den seinigen und ergriff dabei ihre Hand.

„Ach, wenn du wüßtest, was ich gelitten habe . . .“ sagte er mit Zittern in der Stimme.

„Und ich —“ sagte sie weich, „ich habe dich ja so lieb, Erich . . . mehr als ich wußte . . . und ich war so wütend über dich . . . Dann hatte ich dich mehrmals vom Fenster aus gesehen. Aber ich konnte nicht kommen, ich war noch verlobt. Und als es vorbei war — da kamst du nicht mehr. Und ich konnte dir doch nicht schreiben! Ich sagte mir nur, wenn du mich wirklich noch lieb hast, dann mußt du noch einmal kommen . . . noch einmal wenigstens . . . und ich schaute wie eine Närrin hinter der Gardine immer zum Fenster hinaus . . . Ich sah auch noch, wie du heute traurig weiter gingst, und da wußte ich, du hast mich doch noch lieb.“

„O, Else!“ mehr konnte er wieder nicht sagen. Er preßte ihren Arm, er hielt ihre Hand, es war ihm, als sei ihm ein unsägliches Glück widerfahren, für das er keine Worte fand.

Und plötzlich begann er allerlei zu reden, verworrenes Zeug, zärtliche Liebesworte, und auch sie sprach, ebenso zusammenhanglos, wie zwei Kinder, die aus ihrer Phantasie heraus allerlei durcheinander sprechen.

Es war der Rausch des Wiedersehens, der beide erfaßt hatte und wie ein Sturm mit sich fortriß.

Allmählich jedoch legte sich dieser Aufruhr der Empfindung. An seine Stelle trat eine stille Freude und zugleich auch das Bewußtsein der neuen Lage, die auch neue Ansprüche an jedes von ihnen stellte.

Und wie zwei ganz ruhige, vernünftige Leute begannen sie von ihrer Situation zu sprechen. Er teilte ihr mit, was für ein Geschäft er jetzt betrieb, und erzählte ihr auch von der Last, die als Folge des Diebstahls auf ihm lag.

„Wenn ich dir nur helfen könnte!“ sagte sie seufzend. „Wenn ich nur irgendeinen Weg wüßte, wie man diese schreckliche Sache aufklären könnte.“

„Wenn man sie aufklären könnte“, sagte er, „hätte es die Polizei schon gefunden. Es wäre wirklich umsonst, wenn du dir darüber den Kopf zerbrechen würdest. Was kann denn auch ein Mädchen tun?“

Die letzte Frage schien ihre weibliche Eitelkeit zu stacheln.

„Unter Umständen, liebster Erich, sehr viel“, sagte sie. „Eine Frau sieht oft mehr als zehn Polizisten. Und ich werde doch darüber nachdenken, ob ich denn so ganz müßig dasitzen und zusehen soll. Weißt du — ich möchte doch etwas dazu tun.“

Er lachte.

„Die Geheimratstochter als Diebesentdecker —“ bemerkte er.

Sie lachte nun auch. Und plötzlich kam es ihr jetzt zum Bewußtsein, daß sie nun schon sehr lange vom Hause abwesend sei und heimkehren müsse. Es dauerte aber doch noch eine gute Weile, bis sie sich ihr letztes „auf Wiedersehen“ sagten. Sie konnten sich kaum voneinander trennen. Immer wieder vereinbarten sie Zeit und Ort ihres nächsten Zusammentreffens, immer wieder verabschiedete sie sich, um sich im letzten Augenblick noch etwas Allerletztes mitzuteilen.

Endlich aber ging sie mit raschem Entschluß von ihm, und er blickte ihr nach, solange er sie noch sehen konnte.

Nun war sie entschwunden und eine geraume Weile zitterte das freudige Gefühl noch in ihm nach.

Doch plötzlich zogen Wolken über sein Gesicht. Der gestrige Abend stand mit voller Lebhaftigkeit vor ihm und in seinem Ohr klang die Stimme der Frau Erna Hartmann.

Ja, es war eine böse Lage, in die er sich durch seine Willenlosigkeit gebracht hatte!

Und jetzt legte sie sich wieder auf ihn wie ein schleichendes tückisches Ungeheuer, das alle Kräfte lähmt und alle Gedanken aus dem Hirn saugt. Und er beugte wirklich das Haupt, und seine Haltung wurde schlaff wie die eines Kranken, der mit gekrümmtem Rücken dahinschleicht.. War er denn wirklich ein willenloser Schwächling geworden, über den das Wollen der anderen wie ein erdrückendes schweres Rad hinwegging?

Plötzlich raffte er sich auf und ballte die Hände wie zum Faustkampf. Nein! Noch war Kraft in ihm — noch konnte er Widerstand leisten.

Er holte tief Atem, blickte wie erstaunt um sich und straffte seinen Körper. Hoch aufgerichtet schritt er seines Weges.

Er hatte seine Energie wiedergefunden . . . der Wille war neu erwacht, und er wollte ihn auch betätigen.

Neunzehntes Kapitel.

Mit seinem Sachverständigen in Diamanten hatte Herr Strecker seine liebe Not. Dieser Mann, dieser Erich Hofer, der ja sonst ein vernünftiger und durchaus umgänglicher Mensch zu sein schien, übte sein Amt aus in einer Weise, die immer wieder zu längeren Erörterungen Veranlassung gab. Er wog, er taxierte die Diamanten vorzüglich; er gab auch die besten Wege und die richtigsten Quellen an, wie und wo die Steine nachgeschliffen und wo sie zu gutem Preise verkauft werden konnten. Innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit hatte man bereits für mehr als hunderttausend Mark Diamanten absetzen können, so daß die Gesellschaft schon fast ihre Unkosten gedeckt sehen konnte.

Aber jeder Diamant, den Hofer zu begutachten und zu behandeln hatte, führte zu einer Erörterung, die Herrn Strecker allmählich recht unbequem wurde. Hofer kam aus dem Verwundern nicht heraus. Das Aussehen jedes der gelieferten Steine brachte ihn zu fragendem Kopfschütteln und zu Bemerkungen des Erstaunens. (Forts. folgt.)

Weiße Nelken.

Skizze von Schwester Irene.

(Nachdruck verboten.)

Ein weicher, sehnsüchtiger Sommerabend. Leise geht der Wind über den Rhein und läßt kleine Wellen aufschäumen, die sich verträumt haschen und finden. Und die Pappeln am Ufer rauschen und raunen den Kornfeldern zu; wie zarte Musik klingt es durch die Getreidegassen.

Im weiten Park, umgeben von Wassergräben, liegt eine alte Burg. Reges Leben herrscht heute, Graf Duhnen liebt die Geselligkeit, ja in ihr wurzelt sein Lebenselement. Liebe, geistreiche Menschen müssen ihn umgeben, und schön verbrachte Stunden leuchten dann wieder in strenge Arbeitszeiten hinein. Zufrieden überblickt er die Tafelrunde und schaut in die Augen seiner jungen Frau, die ihm fröhlich entgegenleuchten. Mit warmer Offenheit versteht sie es, den Kreis belebend zu erheitern. Edler Rheinwein füllt die Römer, und die Burgküche liefert köstliche Schätze. Und weiße Nelken schmücken die Tafel, spiegeln sich im Kristall, so daß ein Gleißen und Leuchten entsteht. Ein süßer Duft zieht durch den Raum. Weiße Nelken sind die Lieblingsblumen der Gräfin, allsommerlich umschmeichelt der Duft die entferntesten Winkel und Räume der Burg. Und von der Burgfrau erzählt ein kleiner Elf, wie sie an stillen Sommerabenden träumend über die weiße Pracht schaut, sehnsüchtig, in weite, weite Fernen.

* * *

Am rauschenden Inn, umgeben von Schneebergen, liegt das alte Kloster Stams. Weit dehnt sich die von einer Mauer umgebene Gebäudeanlage aus, die in der Stiftskirche die Grabstätte der Herrscher von Tirol einschließt. Und wenn bei sinkendem Abend die Klosterglocken zur Hora rufen, dann ist's, als stiegen die Schatten jener zu Stams begrabenen Fürsten wieder empor, da geht ein leises Träumen durch die Seelen der Mönche oder ein wildes Sehnen nach der Freiheit der lockenden Welt. Dieser tiefe, weihrauchatmende Friede im Dämmer des Chors, das braune Gestühl, in dem so viel Jugend und Schönheit sich für immer birgt! Der Marienaltar leuchtet wie eine Blumeninsel, in der Höhe verschweben noch die letzten Weihrauchwolken. Weiße Nelken schmücken den Altar und hüllen die Statue der Gottesmutter bis zur Saum ihres Mantels in eine Wolke duftigen Schnees . Hinter der Klausur, auf dem Chor, gleiten wie dunk Schatten die Gestalten der Mönche vorüber, die in die Z en zurückkehren.

Bruder Francesco mit der heißen, sehnenden Glut im Herzen ist zurückgeblieben. Er dehnt seine Arme weit aus. Ein heißer, aufleuchtender Blick, und er birgt sein Antlitz in dem Meer der weißen Nelken und küßt die Blumen. Und immer durstiger werden die Küsse, seine Lippen werden glutrot, so rot wie das Herz in der Blutkapelle.

Leuchtende Sommertage in Italien sieht er im Geiste. Dieses kleine Kirchlein oben auf dem Berg, inmitten tiefer Einsamkeit. Und da kam sie, seine Madonna, die den Purpurbrand in das kühle Dämmerreich seiner Vorstellungen warf. Mit den schönsten Blumen schmückte er täglich den Altar, leise streifte die Blütenpracht ihre Gestalt, wenn sie vorüberschritt. Weiße Nelken nahm er einmal als Spende für den Altar aus ihrem Arme — bebend kniete er nieder und küßte die Nelken.

Die Dämmerung nimmt zu, seufzend erhebt sich der Mönch, gesenkten Hauptes mit weltfremdem Gesicht schreitet er hinaus in den Klostergarten. Weißes Nachtgewölk gleitet in den Abend dahin. Der Brunnen plätschert, hoch und blaß stehen die Lilien da. Und er geht durch die Pforte hinaus zum Kreuzweg hinauf, immer weiter in die Berge, die ernst und schweigend am Horizont stehen. Zwischen Felsen tost ein Gebirgsbach durch die Stille und rauscht ein wildes Lied. Und dieses Lied bringt Vergessenheit. — — —

Ein Mondstrahl gleitet über die Schneeberge und küßt die bleichen Züge eines stillen Schläfers tief unten in der Schlucht. — — —

Der Südexpreß rattert durch die Ebene, vorüber an Städten und Dörfern mit hohen Kirchtürmen. Kleine Seen tauchen auf in ihren Spiegelungen immer wechselnd, bald traurig, bald heiter. Und Gräfin Duhnen läßt alle Bilder vorübergleiten, macht ihren Gatten auf die Umrisse des fernen Gebirges aufmerksam. Und der Zug nähert sich München; das ewig wechselnde Bild der Großstadt, ein Kommen und Gehen. Graf Duhnen will mit seiner Frau einige Tage in München verweilen, um wieder einmal den ganzen Zauber der alten Kunststadt zu genießen. Am Abend finden sich liebe Bekannte im Speisesaal des Hotels zusammen. Doktor Dunker erzählt von seinen Erlebnissen in Italien, wie das Schicksal so seltsam im Leben spiele. In diesen sonnenüberfluteten Gefilden träumen noch Geheimnisse, da werden Prinzensöhne in dämmernde Kirchenhallen verbannt. Und da kommen die Kinder der Welt und seufzen ihre Seelenqualen in manch heißes Herz hinter der Klausur, lockend und schrecklich zugleich. — — Unbeweglich stand ein Mönch in Fiesole und schaute lange sehnsüchtig den Weg nach San Marco hinunter. Das Kirchlein im Hintergrunde und der Mönch in seiner schwarzen Kutte mit dem verhaltenen Licht in den Augen hatten vor einigen Jahren einen tiefen Eindruck auf Doktor Dunker gemacht. Und seine Kamera hat manches Bild festgehalten. — — Er nimmt ein Blatt aus seiner Brusttasche und zeigt es seinen Freunden. Ein jähes Erkennen fliegt über die Züge der Gräfin — es ist der Mönch, der ihre weißen Nelken küßte. — — —

Das Heimatlied.

Skizze von Annette Gleiß.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Elsbeth hatte ihm voll in die Augen gesehen und mit leiser Stimme sagte sie, fast flüsternd, daß auch sie einsam sei, allein stehe in der Welt, im Leben. Früh hatte sie die Eltern verloren und war bei Verwandten erzogen worden. Der guten Gehaltsverhältnisse halber hatte sie der Heimat Valet gesagt und war übers Meer gekommen, weil in der Heimat niemand sie zurückhielt. Ein eigenes Heim — oh, das war schon lange ihr geheimer Wunsch gewesen, einen Menschen zu finden, dem sie zugehörig sein konnte in Liebe, das, das war ihr Sehnen, still, geheim gehegt — und nun hatte ihr das Schicksal Erfüllung ihres Sehnens gewährt. Sie hatte ihn sehr, sehr gerne, war ihm zugetan, und . . . aber weiter konnte sie nicht sprechen, Philipp Herlan hatte sie fest umschlungen und hielt sie an seinem Herzen.

Da gab's denn ein großes Hallo, als Clydsams von der Einigung des Paares hörten, und scherzend protestierten sie dagegen. Das erlaubten sie nicht, ihnen die gute Erzieherin wegzuheiraten, was sich dieser deutsche Brummbär eigentlich einbilde. Dann feierten sie Verlobung mit Becherklingen, Glückwünschen, und Elsbeth sang deutsche Lieder und begleitete sie auf dem Piano. Der Ingenieur war in selig gehobener Stimmung, solch ein liebes Weib durfte er bald sein eigen nennen, ihm hatte das Geschick es noch so gut vermeint, ein feinsinniges, anmutiges Wesen wurde seine Lebensgefährtin. Gut würden sie sich verstehen, so ganz ineinander aufgehen, für einander leben, und gerne wollte er mit neuem Mut streben, wirken, um sich einen Platz an der Sonne zu erobern.

Sobald er ein angenehmes Heim eingerichtet hatte, wollte er Elsbeth heimführen, und er wollte es so ausstatten, daß sie sich glücklich fühlen mußte, ausschmücken mit Liebe und zarter Fürsorge, damit es seinem lieben Weibe an nichts fehle, sie nichts vermisse. Nicht umsonst hatte er gespart und die Dollar zusammengehalten, nun sollten sie angemessene Verwendung finden. Still lächelte er vor sich hin. Das sollte eine Überraschung geben für Elsbeth — welch' ein lieblicher Name, wie zärtlich er sich anhörte und aussprechen ließ — wenn sie sein Heim betrat an seiner Seite, staunend sollte sie alles in Augenschein nehmen, was die Liebe für sie geschaffen und bereitet hatte!

Arm in Arm stand das glückliche Paar im sonnbeglänzten Garten, sie sprachen von der Zukunft und gedachten auch der Heimat fern über dem Meere. Herlan sagte mit bewegter Stimme: „In einigen Jahren suchen wir sie zusammen auf und wandeln die Wege, die wir in der Jugend beschritten haben, besuchen die Stätten, da uns die Sonne zuerst leuchtete, wo wir geboren sind, und es wird uns ein Gefühl der Wehmut überkommen, wenn wir nach so langer Zeit alles wiedersehen. Aber auch selige Gefühle der Freude werden sich regen in uns, daß uns das Schicksal gewährt, zusammen die Heimat wiederzusehen. Nicht mehr als einsame Menschen kommen wir zurück, sondern in Liebe verbunden, werden wir für alles erst das richtige Verständnis haben, für das Verlorene und das Gewonnene. Nicht wahr, meine Elsbeth?“ Innig umfaßte er sie: „Und nun singe mir das Lied, das Heimatlied, das unserm Sehnen Ausdruck verleiht: „Teure Heimat, sei gegrüßt, in weiter Ferne sei gegrüßt!“ Das Lied, das ich aus deinem Munde hörte, als ich der Heimat sehnsuchtsvoll gedachte, das uns zusammenführte.“

Und sie sang's mit leiser, süßer Stimme, enger sich an seinen Arm schmiegend.